



Die gute Nachricht: Es gibt noch Hoffnung

Wir können den drohenden Untergang der Welt noch stoppen, schreibt der Club of Rome in seinem neuen grossen Bericht «Wir sind dran». «Was wir ändern müssen, wenn wir bleiben wollen» lautet der Untertitel, der zugleich Programm des erst deprimierenden und schlussendlich hoffnungsfrohen Buches ist.*

von Christine Schnapp

Wäre die Welt eine menschliche Patientin, gehörte sie in Nullkommanichts auf die Notfallstation. Dort würden aber nicht nur Chirurgen, Herzspezialistinnen und Internisten aufgebeten, sondern auch die Notfallpsychiaterin und der Notfallseelsorger – so umfassend sind die Symptome. Für die Diagnose der Ärmsten kehren wir nun aber wieder auf die Erde zurück: Die Hälfte der fruchtbaren Böden ist in den vergangenen 150 Jahren verschwunden, fast 90 Prozent der Fischbestände sind überfischt oder einfach weg, die Klimastabilität steht am Rande eines Kollapses und die Erde erlebt gerade das sechste grosse Artensterben in ihrer Geschichte. Zur ökologischen kommen aber auch politische, kulturelle und moralische Krisen. Kriege ohne Ende, der Populismus ist auf dem Vormarsch und die reichsten acht Menschen der Welt haben gleich viel Reichtum wie die arme Hälfte der Weltbevölkerung. Die Industrie verschiebt sich zunehmend zum Finanzsektor, der die Wirtschaft als ein einziges grosses Kasino versteht. Weder in der Wirtschaft noch im Finanzsektor fliessen die Schäden an Natur und Klima in die Unternehmensrechnungen mit ein. Was ist zu tun? Der Club of Rome empfiehlt, zuerst die philosophischen Grundlagen zu überdenken, auf denen die westliche Welt beruht und die für das gegenwärtige Desaster mitverantwortlich sind. Danach regt er nichts weniger an als eine neue Aufklärung, die den heutigen Zuständen und Herausforderungen angepasst ist.

Andere Welt, andere Regeln

Man kann sich fragen, ob fünf vor zwölf der richtige Zeitpunkt ist, um ein wenig zu philosophieren. Doch wenn man sich vergegenwärtigt, dass die ökonomischen und philosophischen Modelle, die noch heute zur Anwendung kommen, auf Grundlagen der ökonomischen Lehre und der Weltsicht des 18. Jahrhunderts stammen, scheint der Zeitpunkt etwas weniger verquer. Denn seither haben sich die Spielregeln doch ziemlich verändert. Bis etwa 1950 konnte man bezüglich der Bevölkerungszahlen getrost von einer leeren Welt sprechen mit schier unerschöpflichen Ressourcen. Heute leben wir in einer vollen Welt, deren Ressour-

cen zur Neige gehen, weil wir für unseren täglichen Verbrauch eigentlich 1,6 Planeten bräuchten.

Eine Lehre, die auch heute noch in der Ökonomie zitiert wird, ist das Konzept der «unsichtbaren Hand» von Adam Smith und die damit verbundene Überzeugung, dass die Märkte prinzipiell dem Staat und dem Gesetzgeber beim Entdecken optimaler Antworten auf Probleme überlegen sind. Die «unsichtbare Hand» wird laut Smith den Eigennutz in die Zunahme gemeinsamer Vorteile verwandeln. Die Voraussetzung für

«Heute leben wir in einer vollen Welt, deren Ressourcen zur Neige gehen, weil wir für unseren täglichen Verbrauch eigentlich 1,6 Planeten bräuchten»

diese Logik ist jedoch, dass die geografische Reichweite des Gesetzes und der Moral mit der geografischen Reichweite des Marktes, der unsichtbaren Hand, identisch ist. Das war im 18. Jahrhundert der Fall; die Märkte waren klein und der Handel fand zwischen kleinen Partnern statt. Das Gleichgewicht zwischen Märkten und Gesetzen war intakt. Heute aber ist der Markt global und wird von globalen Konzernen dominiert. Die Gesetze, von denen Smith sprach, gelten jedoch nur national. Das führt zu einem Machtungleichgewicht zwischen Märkten, vor allem den Kapitalmärkten, und dem staatlichen Recht. Die Staaten sind regelrecht erpressbar geworden und gezwungen, dem Markt zu dienen. Eine aktuelle ökonomische Theorie muss Mechanismen schaffen, um die Balance wiederherzustellen, und die Politik muss die Reichweite des Gesetzes vergrössern, damit die Lehre von Smith wieder gelten kann.

Auch Charles Darwin, einer der wissenschaftlich einflussreichsten Menschen, die je gelebt haben, dessen Theorien als Sozialdarwinismus in ökonomische und soziale Theorien entführt wurden, wird oft falsch zitiert. Seine Beobachtung von der Konkurrenz unter den Arten war meist ein lokales Phänomen. Artenvielfalt ist auch eine Vielfalt von Standorten und Lebensräumen. Und gerade die Abwesenheit von Konkurrenz kann dazu führen, dass sich neue Arten entwickeln. Das «Survival of the fittest», was man im Nachhinein in Darwins Entdeckungen hineininterpretierte, ist eigentlich das Gegenteil dessen, was er erkannt hat. Die Wirtschaftstheorie, die diesen Gedanken gerne aufnahm, drehte ihn so, dass Innovation und Evolution immer und überall von hochintensivem Wettbewerb und der Beseitigung der Schwachen profitieren. Korrekterweise müsste man heute mit Darwin über die Wirtschaft sagen, dass Wettbewerb im Ursprung ein lokales Phänomen ist. Der Schutz lokaler Kulturen, lokaler Spezialisierungen und lokaler Politik gegen die immensen Mächte der Weltkonzerne kann für Diversifizierung, Innovation und Evolution erforderlich sein.

Macht euch die Erde nicht untertan!

Keine Frage, die Aufklärung war eine wichtige und revolutionäre Epoche, und man mag sich kaum vorstellen, wo wir heute ohne die Denkleistungen dieser Zeit wären. Trotzdem muss man einräumen, dass diese Epoche auch ihre Pferdefüsse hatte. Die Befreiung des Individuums vom erstickenden Druck der Kirchen und des Absolutismus ebnete den Weg zu einem Verfall von Gemeinschaften und ihren gemeinschaftlichen Institutionen wie etwa die Allmende, die der Existenzsicherung dienten. Techni-

** Der Club of Rome ist ein Zusammenschluss von Experten verschiedener Disziplinen aus mehr als 30 Ländern und wurde 1968 gegründet. Die gemeinnützige Organisation setzt sich für eine nachhaltige Zukunft der Menschheit ein. Mit dem 1972 veröffentlichten Bericht «Die Grenzen des Wachstums» erlangte er weltweite Beachtung.*



sche Errungenschaften und ein grenzenloses neues Selbstbewusstsein trieben die Kolonialisierung, die Ausbeutung und Ausrottung von Völkern und alten Kulturen in vielen Teilen der Welt voran – angetrieben von der europäischen Ideologie des Rechts des Stärkeren. Eine neue Aufklärung muss deshalb von der ausschliesslich rationalistischen und eurozentrischen Weltsicht Abstand nehmen und sich auch an den grossartigen Traditionen anderer Zivilisationen orientieren. Ein Beispiel dafür sind etwa die Hopi-Indianer in Nordamerika. Deren Kultur existiert seit 3000 Jahren stabil und nachhaltig und ist damit eine der ältesten lebenden Kulturen der Geschichte. Die Hopi betreiben nachhaltige Landwirtschaft, verfügen über eine bemerkenswerte Architektur, und sie führen keine Kriege. Die Aufklärung 2.0 muss die Defizite der rein analytischen Philosophie, der Selbstsucht und des Individualismus überwinden und die Vorteile der Synergien zwischen Gegensätzen integrieren. Es geht jedoch überhaupt nicht darum, Wissenschaft und Technik gänzlich hinter sich zu lassen, sondern vielmehr darum, anzuerkennen, dass sie über einen Anteil an Unschärfe und Relativität verfügen und somit nicht absolut sind. Im Gesamten geht es darum, überall wieder Balancen herzustellen, wo die Welt aus den Fugen geraten ist, weil ein Teilaspekt im Ganzen zu hoch gewichtet wurde.

Die wichtigste Balance ist die zwischen Mensch und Natur. Diese war in der leeren Welt einfach vorhanden, in der vollen müssen die verbliebenen Pflanzen, Tiere, Landschaften, Gewässer und Ressourcen so genutzt werden, dass sie allen Menschen zur Verfügung stehen, aber nur so weit, dass sie sich stets regenerieren können. Wirtschaftliche Entscheidungen müssen sich zwischen kurz- und langfristig die Waage halten. Kurzfristi-

ge materielle Bedürfnisbefriedigung darf keine langfristigen Schäden anrichten. Technischer und kultureller Fortschritt sollte nur so schnell fortschreiten, dass auch die Langsameren mitkommen. Damit hätte man auch die Zeit, sich zu überlegen, ob dieser oder jener Schritt in die Zukunft Sinn macht. Stabilität ist für den gesellschaftlichen Zusammenhalt ebenso wichtig wie Fortschritt. Ein weiterer Bereich, der aus der Balance geraten ist, ist das Verhältnis von öffentlichen und privaten Gütern. Privateigentum ist heute gut geschützt, öffentliche Güter hingegen werden geschröpft oder nicht genügend unterhalten. Staaten müssen wieder Regeln und Gesetze erlassen, die über dem Markt stehen, und nicht umgekehrt. Und zuletzt sollten Gesellschaften zwar nicht völlige Gleichheit garantieren, weil sie sonst schläfrig werden, aber das Mass an Ungleichheit darf einen bestimmten Faktor nicht überschreiten, weil dann die negativen Begleiterscheinungen überwiegen.

Was wir ändern müssen

Der Club of Rome wäre aber nicht der Club of Rome, wenn er um fünf vor zwölf einfach den Kopf in den Sand stecken würde. Im Gegenteil – ein grosser Teil von «Wir sind dran» ist positiven Beispielen gewidmet und Vorschlägen, wie es noch gelingen kann, das Weltenruder herumzureissen. Dafür ist beispielsweise ein Wirtschaftssystem notwendig, das sich an Regeln hält, die die Politik vorgibt. Ein Wirtschaftssystem, das sich nur so viele Ressourcen nimmt, wie kurzfristig wieder erneuert werden können, und das für alle Schäden an der Natur, die in Produktionsprozessen geschehen, vollumfänglich finanziell Verantwortung übernimmt. Die Staaten müssen umweltschädliche Wirtschaftsprozesse hoch besteuern, etwa mit einer schmerzhaften CO₂-Steuer, aber gleichzeitig

grosse finanzielle Anreize für eine umweltfreundliche Produktion schaffen. Und noch immer werden 70 Prozent der weltweit produzierten Lebensmittel umweltschonend von Kleinbauern hergestellt. Mit ein wenig Anstrengung und politischem Willen kämen diese Bauern auch auf 100 Prozent. Landwirtschaft muss grundsätzlich immer regenerativ arbeiten, also CO₂ wieder von der Luft in den Boden bringen.

Rund um den Erdball sind Menschen, Kommunen und Unternehmen daran, Verhalten und Abläufe wieder auf den Grundsatz der Ehrfurcht vor dem Leben und der Natur zu stellen. Wenn es gelingt, dass es immer mehr werden, stehen die Chancen gut, die Uhr genügend weit zurückzudrehen. ■

Buchtipps

Ernst Ulrich von Weizsäcker,
Anders Wijkman u. a.:
Wir sind dran
Gütersloher Verlagshaus,
München 2017.
400 Seiten, Fr. 39.90.
ISBN 978-3-579-08693-4.



Jetzt bestellen auf
www.buchmax.ch
056 203 22 44